

1 EINLEITUNG

Der Sprachgebrauch der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer und implizit auch deren Spracheinstellungen waren in den vergangenen rund 100 Jahren immer wieder Thema in der Öffentlichkeit, je nach Jahrzehnt und äusseren Einflüssen mit unterschiedlichem Fokus. In den letzten rund 20 Jahren wird die Diskussion um die Rolle der beiden Varietäten Dialekt und Schweizer Standarddeutsch in der Deutschschweiz mit einer gewissen Vehemenz geführt, nicht zuletzt wegen der in diesem Zeitraum verstärkten Zuwanderung deutscher Staatsbürgerinnen und -bürger in die Schweiz. Während auf der einen Seite der Dialekt immer mehr Domänen zu erobern scheint, die ursprünglich dem Standarddeutschen vorbehalten waren, wird auf der anderen Seite die Förderung eines selbstbewussten „Schweizer Hochdeutsch“ propagiert. Die im öffentlichen Diskurs präsenten Bewertungen der beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch sind dabei häufig sehr stereotyp.

Gleichzeitig herrscht innerhalb der Linguistik Uneinigkeit über das für die Deutschschweizer Sprachsituation passende sprachwissenschaftliche Beschreibungsmodell; die kontrovers geführte Diskussion bewegt sich primär zwischen den beiden Konzepten Diglossie und Bilingualismus. Für Letzteres spricht dabei aus Sicht verschiedener Linguistinnen und Linguisten die Einschätzung der Deutschschweizer Sprecherinnen und Sprecher, die Standarddeutsch – mit grosser Regelmässigkeit – nicht als eine weitere Varietät des Deutschen, sondern in der Tendenz als Fremdsprache beurteilen. Nicht alleine der Sprachgebrauch der Deutschschweizer Bevölkerung, sondern auch die Spracheinstellungen stehen also im Fokus sprachwissenschaftlicher Forschung.

Vor diesem Hintergrund aktueller öffentlicher und fachlicher Diskussionen präsentiert sich die vorliegende Untersuchung: Sie stellt eine empirisch gesicherte Beschreibung von Sprachgebrauch und Spracheinstellungen einer spezifischen Berufsgruppe von Deutschschweizer Sprachbenutzerinnen und -benutzern dar: Pfarrpersonen der beiden grossen Schweizer Landeskirchen.

Weshalb diese spezifische Sprechergruppe im Fokus der Untersuchung steht, wird in Kapitel 1.2 erläutert. In Kapitel 1.3 wird die theoretische Einbettung der Studie umrissen. Die konkreten Forschungsfragen folgen in Kapitel 1.4, der Aufbau der Studie in Kapitel 1.5. Zuerst soll jedoch ein kurzer Blick auf die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Dialekt und Standarddeutsch seit Beginn des 20. Jahrhunderts den weiteren Rahmen dieser Untersuchung ausleuchten.

1.1 DIALEKT UND STANDARDDEUTSCH IN DER DEUTSCHSCHWEIZ DIE LETZTEN 100 JAHRE

Diskussionen um das Verhältnis von Dialekt und Standarddeutsch werden nicht erst in neuerer Zeit in der Öffentlichkeit und in der Sprachwissenschaft geführt: Sprach-

gebrauch und implizit auch Spracheinstellungen waren in den vergangenen 100 Jahren, je nach Jahrzehnt und äusseren Einflüssen, immer wieder im Fokus.¹ Blickt man zurück, kam es zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einer ersten „Kampfphase um die Erhaltung und Sammlung der schweizerdt. Mundarten“ (SONDEREGGER 2003, 2863), die bis zum Ende des Ersten Weltkrieges andauerte; dies vor dem Hintergrund, dass der Niedergang der schweizerdeutschen Dialekte – insbesondere für die Deutschschweizer Städte – befürchtet wurde. Es machte sich eine „pessimistische[...] Grundstimmung“ (SONDEREGGER 2003, 2863) breit. In der Vorkriegszeit und während des Ersten Weltkriegs breitete sich also eine erste „Mundartwelle“ in der Deutschschweiz aus.

Kaum war diese erste Mundartwelle verebbt, folgte nach einer Phase von „sprachpflegerischen Bemühungen“ um die beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch (SONDEREGGER 2003, 2865) bereits die nächste ihrer Art: Diese fällt mit dem Zweiten Weltkrieg zusammen und darf als Reaktion auf die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten sowie deren Ziel, alle Menschen mit deutscher Muttersprache zusammenzuschliessen (vgl. SONDEREGGER 2003, 2869), verstanden werden. Diese Mundartwelle ist Teil der sogenannten „Geistigen Landesverteidigung“, einer

polit[isch]-kulturelle[n] Bewegung [...], welche die Stärkung von als schweizerisch deklarierten Werten und die Abwehr der faschist[ischen], nationalsozialist[ischen] und kommunist[ischen] Totalitarismen zum Ziel hatte (JORIO 2006).

Im Verlauf der 1930er Jahre nahmen in der Deutschschweiz die „sprachpolitischen Abwehrreaktionen bei bedeutender Rückbesinnung auf die mundartliche Grundlage des Schweizerdeutschen“ (SONDEREGGER 2003, 2869) zu, mit dem Ziel, sich vom nationalsozialistischen Dritten Reich und insbesondere von Deutschland abzugrenzen. Dabei gilt es bei dieser Bewegung zwei Strömungen zu unterscheiden: eine eher gemässigte und eine extreme. Letztere zielte darauf ab, das Schweizerdeutsche² als Schriftsprache für die Deutschschweiz zu etablieren und „damit eine sprachliche Trennung der dt. Schweiz vom gesamt dt. Sprachgebiet [zu] vollziehen“ (SONDEREGGER 2003, 2869). Das Ziel einer allgemein gültigen schweizerdeutschen Schriftsprache wurde letztlich aber nicht erreicht, das Schweizerdeutsche erfuhr in diesem Zusammenhang jedoch „als Symbol für die kulturelle Identität der Deutschschweiz und als wichtiges Unterscheidungsmerkmal [zum deutschsprachigen Ausland; S.O.] [...] eine starke Aufwertung“ (SIEBENHAAR / WYLER 1997b, 38).

Nach dem Zweiten Weltkrieg folgte eine Phase der Konsolidierung bisheriger Sprachverhältnisse, das „gleichberechtigte[...], aber im einzelnen verschieden strukturierte[...] Verhältnis[...] Mundarten/neuhochdeutsche Standardsprache“ (SONDEREGGER 2003, 2870) wurde allgemein anerkannt. Diese Gleichberechtigung zwischen den beiden Varietäten hatte aber nicht lange Bestand, und so mündete die Konsolidierungsphase in den 1960er Jahren in eine dritte Mundartwelle, die RASH

1 Für eine ausführliche Sprachgeschichte der Deutschschweiz vgl. SONDEREGGER (2003).

2 Im Folgenden werden die Termini „Schweizerdeutsch“, „Dialekt“ und „Mundart“ synonym verwendet. Dies entspricht auch dem Sprachgebrauch der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer selbst, ohne dass dabei Bedeutungsunterschiede zum Tragen kämen.

(2002, 69) als „die Mundartwelle“ bezeichnet.³ Im Gegensatz zu den ersten beiden Mundartwellen, die der Abgrenzung gegenüber Deutschland dienten, kann – zumindest am Anfang dieser Welle – „kein sprachpolitisches Bedürfnis für betonte Abgrenzung nach aussen gesehen werden“, wie HAAS (1998, 88) feststellt. Der Dialekt breitet sich seit den Sechzigerjahren aus und „dringt immer mehr ein in die Predigt, den höheren Unterricht, das Militär und in alle Kommissionen, wofern nicht Anderssprachige anwesend sind“ (RIS 1980, 121). SCHLÄPFER / GUTZWILLER / SCHMID (1991, 80) gingen am Ende des letzten Jahrhunderts (zu Recht) davon aus, dass der von den

Anwälte[n] der Standardsprache [...] ausgerufene „sprachliche Notstand“ wohl noch einige Zeit weiter bestehen [wird]; die Befürworter eines ausgedehnten Verwendungsbereichs der Mundart hingegen können beruhigt ins nächste Jahrhundert blicken.

Ob diese dritte Mundartwelle je ein Ende gefunden hat, war bis Ende des Jahrtausends ungeklärt: „Ihre Wirkung hält unvermindert an“ (RIS 1980, 121) bzw. „for many people this *Mundartwelle* has not ended“ (RASH 1998, 76; Hervorhebung im Original).

In den letzten rund 15 Jahren wurde die Diskussion um die Rolle der beiden Varietäten Dialekt und Schweizer Standarddeutsch in der Deutschschweiz denn auch in der Öffentlichkeit mit einer gewissen Vehemenz geführt. Die folgenden ausgewählten Schlagzeilen aus Schweizer Zeitungen und von der Webseite des Schweizer Radios und Fernsehens bilden die Zuspitzung dieser Diskussion seit 2010 ab:

16.10.2010, Tages-Anzeiger

Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, das ist Kitsch!

22.10.2010, Tages-Anzeiger

Ein „Grüzi, grüzi“ verbitten wir uns

29.06.2011, Neue Zürcher Zeitung

Dialekt und Hochdeutsch nicht gegeneinander ausspielen

06.03.2013, Tages-Anzeiger

Schweizerdeutsch im Tram gefordert

28.07.2014, Neue Zürcher Zeitung

Gespräch zur Konjunktur des Dialekts in der Deutschschweiz. „Schweizerdeutsch ist nicht minderwertig“

01.09.2014, Schweizer Radio und Fernsehen

Mundart boomt: Aber welli eigentlich gnau?

3 Laut RIS (1980, 121) ist diese „mit einer von Bern ausgehenden Neuentdeckung des Dialekts als Literatursprache“ verbunden.

14.03.2015, Schweizer Radio und Fernsehen
Helvetismen stinken nach Stall – oder riechen nach Heimat?

30.11.2016, Der Bund
Dieses bäurische Hochdeutsch

28.02.2017, Neue Zürcher Zeitung
Ein Lob auf die Helvetismen

30.09.2017, NZZ am Sonntag
Mundart ist mehr als Sprache des Herzens

Es ist fraglich, ob sich die neusten Diskussionen um den Stellenwert des Dialekts – und gleichzeitig der deutschen Standardsprache – tatsächlich unter dieser dritten Mundartwelle subsumieren lassen, die demnach seit bald 50 Jahren um sich greifen würde. Wenn es sich hierbei nach wie vor um die dritte Mundartwelle handelt, stellt die aktuelle Situation einen neuen Höhepunkt der Welle dar, nachdem diese zwischenzeitlich wieder etwas abgeflacht war, sind doch die Diskussionen in den vergangenen fünfzehn Jahren teils von ausserordentlicher Intensität. Allenfalls breitet sich hier aber auch eine vierte Mundartwelle aus, die – im Gegensatz zur dritten – wiederum durch ein „sprachpolitisches Bedürfnis für betonte Abgrenzung“ (wie HAAS es 1998 nannte) geprägt ist. Jedoch handelt es sich dieses Mal nicht nur um Abgrenzung gegen aussen – gegenüber Deutschland –, sondern gleichzeitig auch gegen innen: Seit am 1. Juni 2002 das Personenfreizügigkeitsabkommen der Schweiz mit der Europäischen Union in Kraft getreten ist (vgl. EDA, Direktion für europäische Angelegenheiten DEA 2017), hat die Zuwanderung von deutschen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern in die Schweiz stark zugenommen: Die Zahl deutscher Staatsangehöriger in der Schweiz hat sich seit 2002 mehr als verdoppelt (von 126'084 im Jahr 2002 auf 303'525 im Jahr 2016, vgl. Bundesamt für Statistik 2018a), wobei der Anstieg kontinuierlich verlief. Derzeit beträgt der Anteil Deutscher an der Schweizer Gesamtbevölkerung 3.6 %; sie bilden nach den Italienerinnen und Italienern die zweitgrösste Ausländergruppe in der Schweiz (14.4 % der ausländischen Wohnbevölkerung, vgl. Bundesamt für Statistik 2018a). Für Teile der Deutschschweizer Bevölkerung spielt also erneut das Bedürfnis nach Abgrenzung gegenüber den Deutschen im In- und Ausland sowie – damit zusammenhängend, aber nicht alleine davon ausgelöst – die Rückbesinnung auf die Deutschschweizer Identität eine Rolle. Für beides eignet sich der Dialekt, das Schweizerdeutsche, bestens als Symbol:

Der Dialekt macht die Deutschschweizer anders nach aussen und gleich nach innen. [...] Psychologisch gesehen spielt er für unsere Identität eine grosse Rolle. Wenn wir den Dialekt nicht hätten, wären wir ja Deutsche!

So äusserte sich der Historiker THOMAS MAISSEN anfangs 2014 in einem Interview (BÜTTNER 2014).

Die gegenwärtigen Diskussionen⁴ zeigen die grosse Bedeutung des Dialekts für die Deutschschweizer Identität denn auch wieder exemplarisch auf.⁵ Wie sich eine spezifische Berufsgruppe von Deutschschweizer Sprachbenutzerinnen und -benutzern in dieser aktuellen Situation sprachlich verhält und welche Bedeutung der Dialekt, aber auch Standarddeutsch für sie insbesondere in ihrem beruflichen Alltag spielt, wird in dieser Studie untersucht.

1.2 DIALEKT UND STANDARDDEUTSCH BEI DEUTSCHSCHWEIZER PFARRPERSONEN

Gegenstand der vorliegenden Untersuchung bilden also der Sprachgebrauch und die Spracheinstellungen in der Deutschschweiz: Wie gehen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer mit den ihnen verfügbaren Varietäten des Deutschen – Schweizerdeutsch und Standarddeutsch – zu Beginn des 21. Jahrhunderts um, wie setzen sie diese insbesondere in der Mündlichkeit ein und welche Spracheinstellungen haben sie gegenüber den verschiedenen Varietäten des Deutschen, mit denen sie in Berührung kommen?

Diesen Fragen wird am Beispiel einer Gruppe von Deutschschweizer Berufssprecherinnen und Berufssprechern nachgegangen, nämlich Pfarrpersonen der evangelisch-reformierten sowie der römisch-katholischen Landeskirche. Mit dem Terminus „Pfarrpersonen“ werden in der vorliegenden Untersuchung Pfarrerinnen und Pfarrer der reformierten Kirche bezeichnet sowie – begrifflich etwas übergeneralisierend – Priester der katholischen Kirche⁶. Der Fokus der Studie liegt auf autochthonen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern.⁷

- 4 In den vergangenen Jahren erschien eine Vielzahl von Artikeln in verschiedenen Deutschschweizer Print- und Onlinemedien zum Thema „Sprache(n) in der Deutschschweiz und Deutsche in der Deutschschweiz“ (vgl. z. B. FORSTER 2013, HÄTTENSWILER 2014, VON MATT 2010, WIDMER 2010, WYSS 2010, ZWEIFEL 2010, 2012a, 2012b, 2013, WERLEN 2015). Ausserdem führt beispielsweise der Tages-Anzeiger online verschiedene Dossiers zum Thema (neu heissen diese nicht mehr „Dossier“, sondern „Stichwort“), in denen diverse Artikel zu einem Themenbereich gesammelt werden: „Deutsche in Zürich“ [40 Artikel, <<http://www.tagesanzeiger.ch/stichworte/stichwort/ereignis-i/deutsche-in-zuerich/s.html>>, Stand: 20.02.2018] bzw. „Deutsche in der Schweiz“ [33 Artikel sowie eine Bildstrecke, <<http://www.tagesanzeiger.ch/stichworte/stichwort/inhalt-2/deutsche-in-der-schweiz/s.html>>, Stand 20.02.2018] sowie „Schweizerdeutsch-Debatte“ [25 Artikel, <<http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/diverses/ereignis-i/schweizerdeutsch-debatte/s.html>>, Stand: 20.02.2018], wobei die einzelnen Artikel in verschiedenen Dossiers auftauchen können.
- 5 Die Diskussionen um den Stellenwert bzw. den Umgang mit den beiden Varietäten ist aber kein auf die 2010er Jahre beschränktes Phänomen. KROPF (1986, 3) erwähnt Ähnliches in Bezug auf die 1980er Jahre.
- 6 In der katholischen Kirche sind nur diejenigen Priester Pfarrer, die die Leitung einer Gemeinde innehaben.
- 7 Im Rahmen eines Exkurses werden Einblicke in den intendierten Sprachgebrauch von allochthonen Pfarrpersonen in der Deutschschweiz gewährt (vgl. Kap. 9.10). Als „allochthon“ werden in der vorliegenden Studie – der Definition von CHRISTEN et al. (2010, 17) folgend – Personen bezeichnet, die keinen Deutschschweizer Dialekt sprechen. Ihre Erstsprache ist also

Die Untersuchung dieser spezifische Berufsgruppe lohnt sich aus verschiedenen Gründen: Sprache ist das Berufswerkzeug Nummer eins für diese Sprecherinnen und Sprecher, sie kommen damit in beiden medialen Kontexten, schriftlich und mündlich, täglich in Kontakt (z. B. in der Seelsorge, im kirchlichen Unterricht, in der Gottesdienstvorbereitung, im persönlichen Bibelstudium etc.). Als ausgebildete Theologinnen und Theologen sind sie den kritischen Umgang mit Sprache gewohnt; sie sind sprachbewusste und -affine Menschen, bilden doch Kenntnisse in drei alten Sprachen (Latein, Altgriechisch, Hebräisch) die Voraussetzung für ein erfolgreiches Studium. Pfarrpersonen sind aber auch Akademikerinnen und Akademiker mit Bodenhaftung: Ihre Arbeit zwingt sie dazu, ihr theologisches Fachwissen für die breite Bevölkerung herunterzubrechen. Innerhalb der (christlichen) Bevölkerung kann ihnen durchaus eine gewisse Vorbildfunktion bezüglich Sprache und ihrer Verwendung zugesprochen werden: Pfarrerinnen und Pfarrer können – obwohl sie gesellschaftlich in den vergangenen Jahren an Prestige verloren haben⁸ – als Modellsprecher/-innen des Standarddeutschen (vgl. dazu AMMONS „Soziales Kräftefeld einer Standardvarietät“, AMMON 1995, 80) bezeichnet werden.

Der Blick auf diese spezielle Bevölkerungsgruppe und damit hinein in die Deutschschweizer Kirchen ist aber nicht nur wegen der Rolle von Pfarrpersonen als sprachliches Vorbild von Interesse: Eine Untersuchung des Sprachgebrauchs und der Spracheinstellungen von Pfarrerinnen und Pfarrern in der Deutschschweiz bietet sich insbesondere auch deshalb an, weil die Kirche traditionell einen der Kontexte darstellt, in denen sogenannter „situationsinduzierter Standardgebrauch“ (vgl. CHRISTEN et al. 2010, 13–14 und Kap. 2.2.2) vorkommt, wo der Gebrauch von Standarddeutsch institutionalisiert ist. Die oben angesprochenen Entwicklungen haben aber dazu geführt, dass der Dialekt vermehrt Domänen einnimmt, die ursprünglich der Standardsprache vorbehalten waren, darunter auch die Kirchen der Deutschschweiz. Es stellt sich also die Frage, wie sich die Situation in den Deutschschweizer Kirchen in den 2010er Jahren präsentiert.

Die Frage der Sprachformenwahl in Kirchen der Deutschschweiz lässt sich nicht getrennt von allgemeinen Entwicklungen in der Bevölkerung betrachten: „Die Kirche war und ist von diesen sprachlichen Veränderungen [= Mundartwellen; S.O.] ebenso selbstverständlich mitbetroffen wie jeder andere gesellschaftliche Teilbereich“ (RÜEGGER / SCHLÄPFER / STOLZ 1996, 74), allenfalls mit einiger zeitlicher Verzögerung: „Der institutionell-kirchliche Sprachgebrauch hinkt der gesamtgesellschaftlichen Sprachentwicklung um einige Jahre oder Jahrzehnte hinterher.“ (RÜEGGER / SCHLÄPFER / STOLZ 1996, 120) Ein Blick hinter die Kirchen-

entweder nicht Deutsch oder sie sind deutschsprachig, verfügen aber über keine muttersprachliche Kompetenz in einem Deutschschweizer Dialekt.

- 8 Vgl. die Daten für Deutschland (Institut für Demoskopie Allensbach 2013), die zeigen, dass der Beruf „Pfarrer/Geistlicher“ im Jahr 2013 zwar noch an sechster Stelle der Berufe genannt wird, vor denen die Befragten am meisten Achtung haben (29 % im Vergleich zu 76 % für „Arzt“), aber im Vergleich zu den Neunzigerjahren klar an Ansehen eingebüsst hat (1995: 42 %). Für die Schweiz liegen keine vergleichbaren Studien vor, die Zahlen können aber – mit einer gewissen Vorsicht betreffend genaue Werte – wohl in der Tendenz übertragen werden.

mauern verspricht interessante Erkenntnisse zum Verhältnis von Dialekt und Standarddeutsch in diesem spezifischen Gebrauchskontext.

Neben dem *tatsächlichen* Sprachgebrauch bilden die Spracheinstellungen der Pfarrerinnen und Pfarrer in der vorliegenden Studie einen zweiten Schwerpunkt: Konkret sollen die Einstellungen gegenüber Dialekt und Standarddeutsch sowie der *intendierte* Sprachgebrauch der Pfarrpersonen untersucht werden. Dafür wird der Blick über den engen Raum der Kirche hinaus geweitet und der öffentliche Diskurs (mit-)einbezogen, indem die Einstellungen von Pfarrpersonen zu aktuellen Fragen bezüglich der Varietätenverteilung in der Deutschschweiz ermittelt werden. Dies ist legitim und nötig: Die Frage nach dem Umgang mit den beiden Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch in der Deutschschweiz ist, wie bereits gezeigt, seit geraumer Zeit (wieder) Thema einer sehr breiten Öffentlichkeit; die Diskussion wird letztlich auch von den Einstellungen der Bevölkerung gegenüber den beiden Sprachformen bestimmt. Pfarrerinnen und Pfarrer sind Teil der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft und somit potentielle Mitgestalterinnen und -gestalter des Diskurses um die Bedeutung von Dialekt und Standarddeutsch. In ihrer beruflichen Funktion kommt ihnen sicherlich eine aktive Rolle bei der Gestaltung zu.

Die Untersuchung fokussiert dabei auf Pfarrerinnen und Pfarrer der reformierten Kirche, da sie in der sprachlichen Gestaltung der Gottesdienste mehr Freiheiten geniessen als ihre katholischen Kollegen (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 3.1). Sowohl die Analyse der Sprachgebrauchs- als auch jene der Spracheinstellungsdaten stützt sich hauptsächlich auf die Daten von reformierten Pfarrpersonen aus fünf verschiedenen Deutschschweizer Kantonen. Ergänzend werden aber auch die Varietätenwahl und die Einstellungen von sechs Priestern analysiert.

1.3 THEORETISCHE EINBETTUNG

Die vorliegende Untersuchung bietet eine Verknüpfung linguistischer Fragestellungen mit Fragen, die für Theologinnen und Theologen von Relevanz sind. Sprache ist für die (praktische) Theologie und insbesondere für den Pfarrberuf unverzichtbar. Die Botschaft der Bibel wird durch Sprache verkündet. Sprache ermöglicht erst die Interaktion mit der Gemeinde, den Menschen. In der Deutschschweiz haben die Pfarrerinnen und Pfarrer bei der Ausübung ihres Berufs dabei die „Qual der Wahl“ zwischen zwei Varietäten.

Die Studie leistet einen Beitrag zur Diskussion über die adäquate linguistische Beschreibung der spezifischen Sprachsituation der Deutschschweiz. Die Debatte über die passende terminologische (und damit bis zu einem gewissen Grad auch ideologische) Charakterisierung bewegt sich (grösstenteils) zwischen Diglossie und Bilingualismus (vgl. dazu Kap. 2.4). Um die Frage beantworten zu können, welches Modell passender ist, muss in erster Linie der authentische – sowohl mündliche wie auch schriftliche – Sprachgebrauch von autochthonen Deutschschweizer Sprecherinnen und Sprechern herangezogen werden. Letztlich bildet dieser die Entscheidungsbasis dafür, ob die Deutschschweiz eher mit Diglossie oder mit Bilingualismus passender beschrieben wird. Wie in der Folge detailliert ausgeführt wird, spie-

len aber auch die Spracheinstellungen der Deutschschweizer Bevölkerung eine gewisse Rolle für diese Entscheidung, da die Frage, ob Standarddeutsch als Teil der eigenen Sprache oder als (eine Art) Fremdsprache eingeschätzt wird, im Bilingualismusmodell relevant ist. Inwiefern bei der entsprechenden Einordnung des Standarddeutschen vonseiten der Sprecherinnen und Sprecher auch ein Bewusstsein für die Plurizentrität des Standarddeutschen von Bedeutung ist, wird in der Untersuchung ebenfalls thematisiert.

Der Fokus der Untersuchung des Sprachgebrauchs liegt auf Wechseln zwischen den beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch. Die theoretische Einordnung dieses Phänomens geschieht vor dem Hintergrund der soziopragmatischen Perspektive von Code-Switching, wonach dieses als Kontextualisierungshinweis dient und ihm funktionale Bedeutung zukommt. Für die Varietätenwechsel vom Standarddeutschen in den Dialekt wird eine Einteilung in Abhängigkeit des soziopragmatischen Gewichts vorgeschlagen, wie sie für die Wechsel in die umgekehrte Richtung bereits vorliegt (vgl. CHRISTEN et al. 2010).

Für die Analyse des zweiten Schwerpunktes, der Spracheinstellungen, wird auf den kontextsensitiven Ansatz zur Einstellungserforschung zurückgegriffen, mithilfe dessen die Vielschichtigkeit von Spracheinstellungen adäquat beschrieben werden kann. Die eindimensionale Interpretation von Spracheinstellungen bzw. Spracheinstellungsäusserungen in der bisherigen Forschung zur Deutschschweiz hat die ausgeprägte Ausbildung von (positiven wie negativen) Stereotypen zu den beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch eher unterstützt. Die vorliegende Untersuchung leistet einen Beitrag zur Aufschlüsselung von bisher als widersprüchlich taxierten Einstellungen und stellt einen Versuch dar, die Vielschichtigkeit von Spracheinstellungen aufzuzeigen und zu interpretieren.

Objektive und subjektive Sprachdaten werden in dieser Untersuchung als grundsätzlich eigenständige Datenkategorien angesehen. Sie werden in einem ersten Schritt auch unabhängig voneinander analysiert und interpretiert. Dieser Ansatz schliesst aber die Analyse möglicher Wechselwirkungen der beiden Datenarten – im Sinne von Übereinstimmungen bzw. auch Inkonsistenzen – explizit nicht aus: Eine diesbezügliche Interpretation der Daten ist Teil der Studie (vgl. Kap. 11).

1.4 FORSCHUNGSFRAGEN

Die folgenden Themenbereiche und konkreten Forschungsfragen stehen im Zentrum der Untersuchung:

- *Vorschriften der Kantonalkirchen/Bistümer*: Gibt es vonseiten der reformierten Kantonalkirchen bzw. der katholischen Bistümer oder allenfalls der Kirchgemeinden und Pfarreien Vorschriften bezüglich der Sprachform, die im Gottes-

- dienst, bei Kasualien⁹ oder im konfessionellen Unterricht zu verwenden ist? Falls ja, wie lauten diese? (Kap. 7)
- *Tatsächlicher Varietätenegebrauch im Sonntagsgottesdienst*: Welche Varietät(en) wird (werden) in den Gottesdiensten verwendet? An welchen Stellen im Gottesdienst finden allfällige Varietätenwechsel zwischen Dialekt und Standarddeutsch statt? Lassen sich diese kategorisieren? Welche Schlüsse lassen sich aus den Resultaten in Bezug auf die linguistische Beschreibung der Deutschschweizer Sprachverhältnisse ziehen? (Kap. 8)
 - *Intendierter Varietätenegebrauch im Berufsalltag*: Welche Varietäten verwenden Pfarrerinnen und Pfarrer der evangelisch-reformierten und der römisch-katholischen Landeskirche in der Deutschschweiz gemäss eigenen Aussagen in ihrem Berufsalltag: in Gottesdiensten, im Religionsunterricht, für Kasualien, für Seelsorgegespräche? Welche Entscheidungsfaktoren führen sie für die Varietätenwahl in ihren Gottesdiensten an? (Kap. 9)
 - *Dialektvorlagen*: Welche Rolle spielen Dialektlieder und Dialektbibeln in den Gottesdiensten? Welche Dialektvorlagen werden verwendet? Welche Bedeutung hat die dialektale Vielfalt der Dialektvorlagen für deren Verwendung? (Kap. 9.6)
 - *Einstellungen*: Welche Spracheinstellungen haben Pfarrerinnen und Pfarrer dem Dialekt und dem Standarddeutschen („Hochdeutschen“)¹⁰ gegenüber? Wie positionieren sich Pfarrpersonen bezüglich Einstellungen gegenüber Dialekt und Standarddeutsch innerhalb der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft? Lassen sich ihre Einstellungen mit den in der bisherigen Forschung erhobenen Einstellungen von Deutschschweizer Personen vergleichen? Besteht zwischen den geäußerten Einstellungen und dem Sprachverhalten ein Zusammenhang? (Kap. 10 und 11)
 - *Ausbildung*: Welche Rolle spielt die Sprachformenfrage in der Aus- und Weiterbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer in der Deutschschweiz? (Kap. 9.8)

Um diese Forschungsfragen zu beantworten, wurden mittels verschiedener Methoden Sprachgebrauchs- und Spracheinstellungsdaten, also objektive und subjektive Daten, von Pfarrerinnen und Pfarrern in der Deutschschweiz erhoben. Die Resultate zeigen, wo der kirchliche Sprachgebrauch heute steht, ob ihn die jüngste Mundartwelle definitiv erreicht hat oder ob Faktoren wie die Zuwanderung von Fremd-

9 „Als Kasualien oder als Amtshandlungen werden die liturgisch geordneten kirchlichen Handlungen mit Ausnahme des sonntäglichen Gottesdienstes bezeichnet. Im Unterschied zum Gottesdienst werden die kasuellen Feiern nicht an regelmäßig wiederkehrenden Daten des Kalender- oder Kirchenjahres, sondern aus einem bestimmten Anlaß abgehalten. Sie beziehen sich auf eine einmalige und einzigartige Situation (Kasus) im Leben des einzelnen Christen oder im Lebenszusammenhang der christlichen Gemeinschaft.“ (STECK 1988, 673) Es handelt sich also beispielsweise um Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen.

10 In dieser Studie wird der Terminus „Standarddeutsch“ für die Beschreibung der in der Deutschschweiz verwendeten Standardvarietät verwendet. Wo auf die subjektiven Meinungen von Sprecherinnen und Sprechern eingegangen wird, wird der Terminus „Hochdeutsch“ verwendet. Zudem wird er benutzt, wenn in den zitierten Quellen von „Hochdeutsch“ die Rede ist.

sprachigen bzw. Deutschen in die Deutschschweiz einen Gegenpol zur Ausbreitung des Dialekts bilden, sodass die Entwicklung in die andere Richtung – in Richtung eines vermehrten Standardgebrauchs – geht.¹¹

1.5 AUFBAU DER VORLIEGENDEN UNTERSUCHUNG

Die vorliegende Untersuchung besteht aus einem theoretischen Teil, der die Kapitel 2 bis 6 umfasst, einem empirischen Teil mit den Kapiteln 7 bis 11 sowie dem abschliessenden Kapitel 12.

In Kapitel 2 wird ein Blick auf die Deutschschweizer Sprachsituation geworfen. Dabei wird zunächst beschrieben, wie sich die Verwendung der beiden Sprachformen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit präsentiert. Anschliessend werden die wichtigsten theoretischen Konzepte bezüglich der spezifischen Sprachsituation vorgestellt.

Kapitel 3 ist der Betrachtung des Untersuchungsgegenstands, Dialekt und Standarddeutsch in den Deutschschweizer Landeskirchen, gewidmet. Dafür werden zuerst in aller Kürze die beiden untersuchten Landeskirchen charakterisiert, um anschliessend auf das Untersuchungsgebiet der vorliegenden Studie einzugehen. Der Ablauf von reformierten und katholischen Gottesdiensten wird vorgestellt, bevor der aktuelle Forschungsstand betreffend die Varietätenverwendung und -einschätzung in den Kirchen der Deutschschweiz sowohl aus linguistischer wie auch theologischer Sicht referiert wird. Den Abschluss des Kapitels bildet eine Beschreibung der wichtigsten dialektalen Vorlagen, die für den Gebrauch im Gottesdienst beider Kirchen verfügbar sind.

In Kapitel 4 wird das theoretische Fundament gelegt, um die im Sprachgebrauch von Pfarrpersonen auftretenden Varietätenwechsel zu klassifizieren: Obwohl der Terminus Code-Switching lange nur für Wechsel zwischen zwei verschiedenen Sprachen eingesetzt wurde, zeigt die neuere Forschung, dass dieser sich ausgezeichnet eignet, um auch Wechsel zwischen Dialekt und Standarddeutsch in der Deutschschweiz einzuordnen. Es wird in diesem Kapitel im Speziellen auf die soziopragmatische Perspektive von Code-Switching eingegangen.

Um die theoretische Fundierung für die Spracheinstellungsuntersuchung geht es in Kapitel 5. In diesem Zusammenhang wird aufgezeigt, dass in der modernen Soziolinguistik ein kontextsensitiver Ansatz zur Einstellungserforschung verfolgt wird, mithilfe dessen versucht wird, der Vielschichtigkeit der Spracheinstellungen gerecht zu werden. Ein Überblick über ausgewählte Spracheinstellungsstudien für die Deutschschweiz in diesem Kapitel bildet ab, dass das Bild der Spracheinstellungen der Deutschschweizer Bevölkerung von einer Vielzahl von Stereotypen geprägt ist. Ausserdem wird deutlich gemacht, worin die Problematik bisheriger

11 Auf eine diachrone Betrachtung muss in der vorliegenden Untersuchung weitgehend verzichtet werden, da keine vergleichbaren Daten vorhanden sind. Wo Hinweise auf den Sprachgebrauch von Pfarrpersonen aus der Literatur verfügbar sind, werden diese in die Untersuchung eingeflochten.